

Die indianische Moderne

Mit Traditionen die Zukunft gestalten

von Olaf Behrend, Christian Carstensen,
Henry Kammler und Michael Schlottner

Können sich die indianischen Kulturen Nordamerikas im 21. Jahrhundert anders behaupten als nur in der Pflege von Folklore? Wie können Stammesangehörige mit den überlieferten Kenntnissen umgehen und damit ihr Leben in der modernen amerikanischen Gesellschaft gestalten? Wie bestehen Kulturen, die nur knapp der Ausrottung entgangen sind, als Minderheiten im eigenen Land?

Zentrales Anliegen indianischer Stammesregierungen und Verwaltungen ist es, die eigene, als »anders« empfundene Kultur bei den Mitgliedern ihres Stammes positiv bewusst zu machen und so das oft relativ gering ausgeprägte Selbstbewusstsein zu stärken. Gleichzeitig halten sie ihren Anspruch auf Souveränität und Anerkennung als eigene »soziale und politische Einheit« mit vertraglich garantierten Rechten aufrecht. Denn sie haben die Sorge, dass die Regierung eines Tages versuchen könnte, sich mit der Begründung »Ihr seid keine Indianer mehr« aus ihren vertraglichen Verpflichtungen zu lösen. Beispiele für diesen Balanceakt der indianischen Moderne dokumentieren drei Forschungsarbeiten Frankfurter Sozialwissenschaftler.

Vancouver Island: Selbstfindung auf den Wegen tradierten Wissens

Herbst 2002: Der Somass River auf Vancouver Island (Kanada) brodeln vor Lachsen, die den Fluss hinauf zu ihren Laichplätzen ziehen. Kinder angeln, Männer legen von Booten aus Netze zum Fang aus. Ein Defilee von Pappschildern, die frischen Lachs anpreisen, säumt den Straßenrand gleich hinter der Tafel, die in großen Lettern »Willkommen im Tsahahesh Reservat, Heimat der Tseshah First Nation« verkündet. Sie markiert gleichzeitig die Stadtgrenze von Port Alberni, wie viele andere Orte der Pazifikküste selbsternannte »salmon capital of the world«. Jeder, der zur begehrten Westküste des Eilandes mit ihren Wanderpfaden, Cottages und entspannendem Whalewatching will, muss hier durch.

Lachs ist hier Grundnahrungsmittel und Wirtschaftsfaktor für die Indianer. Um ihn gab es im letzten Sommer Streit zwischen der staatlichen Fischereibehörde und den Tseshah. Jene wollte die bislang geltenden Fangquoten durchsetzen, die die Indianer in den vergangenen Jahren immer weit überschritten hatten. Eine Vereinbarung kam nicht zustande, die Tseshah dürfen dieses Jahr gar nicht fischen. Sie tun es trotzdem. »Wir sind so großzügig und lassen die Einwanderer in unserem Gebiet wohnen und an unseren Ressourcen teilhaben. Nachdem sie mit schwimmenden Fischfabriken den Wildlachs fast ausgerottet haben, wollen sie uns



verbieten, uns unsere traditionelle Nahrung auf unsere Weise zu beschaffen«, hören wir im Reservat. Die Tsehahnt sind einer von 14 Stämmen, die sich unter dem Namen »Nuuchahnulth« (»längs der Berge«) zusammengeschlossen haben und landläufig immer noch »Nootka« genannt werden.

Verhandlungen und Abkommen machen ohnehin mittlerweile einen Großteil des öffentlichen Lebens der Nuuchahnulth aus. Seit dem Jahre 1991 verhandeln die Provinz British Columbia und die kanadische Regierung mit allen dort lebenden Indianerstämmen, über 120 an der Zahl, über Fragen des Nutzungsrechts des Landes, das ehemals im alleinigen Besitz der Indianer war. Es sind die längsten, aufwändigsten und kostspieligsten Verhandlungen der Moderne. Geklärt werden soll, zu welchem Anteil die Stämme an aus ihren traditionellen Gebieten gezogenen Profiten beteiligt werden, über welche Teile des Landes sie alleiniges Nutzungsrecht haben und welche Verpflichtungen die Regierungen in Zukunft noch für soziale und Bildungseinrichtungen

der Stämme eingehen. Diese und weitere Aktivitäten des vereinten Stammesrates sowie der vierzehn Verwaltungen der Teilstämme produzieren wie ihre weißen Vorbilder Unmengen an Studien und Berichten.

Das gesprochene Wort als Wissensspeicher und die Fremdheit der Schriftsprache

Kultur- und Wissenstradierung der Nuuchahnulth ist aber bis heute im Kern an das gesprochene Wort gebunden. Wissensspeicher waren daher entweder Erzähltes und Gesungenes (Mythen, Legenden und Lieder) und – eng mit den mündlichen Ausdrucksformen verbunden – höchst kunstfertige Artefakte wie geschnitzte Masken und Wappenfähle, Körbe und geflochtene Hüte, Zeremonialvorhänge oder speziell gestaltete Truhen. Geschriebene Texte sind neu und bislang vor allem für den Austausch mit der kanadischen Administration von Bedeutung. Selbst mit schriftlichen Studien und Empfeh-

Die jeweiligen Schul- und Missionsbands waren häufig der erste intensivere Kontakt indianischer Kinder mit europäischen Musiktraditionen. Allerdings ist dieses Bild, das um 1935 in der Alberni Residential School (Vancouver Island) entstand, insofern gestellt, dass keineswegs alle Kinder eines Jahrgangs ein Instrument lernten. Der Musikunterricht war beliebt als Verschonungspause von der schweren körperlichen Arbeit und dem strengen Reglement des sonstigen Schullebens.



Eine Lerngruppe an der HaaHuupa'yak School in Port Alberni, British Columbia, hantiert im Nuuchahnulth-Sprachunterricht mit selbstgemachten »flashcards«, die zu den wenigen Lehrmitteln gehören, die der Sprachlehrerin Linda Watts (im Hintergrund) zur Verfügung stehen.



»Look who's smiling!« Die beiden Nuuchahnulth-Mädchen fühlen sich in der jovialen Umarmung ihrer Lehrerin Lois Pitts – immerhin eine der wenigen, an die sich später als eine wohlwollende Person erinnert wurde – offensichtlich nicht sehr wohl. Sie arbeitete in den 1920er und 30er Jahren an der Alberni Residential School auf Vancouver Island, wo ihr Vater Direktor war. Diese Aufnahme versinnbildlicht sehr deutlich die unterschiedliche Wahrnehmung der Internate durch das Personal und dessen Schützlinge.





Frauen der Huupach'as'ath nehmen für einen Tanz Aufstellung, der ein traditionelles Fest abschließt, bei dem eine Familie eine große Anzahl von Gästen bewirte hat. Solche Feste stehen an der Nordwestküste Amerikas in der Tradition eines weitläufigen Umverteilungssystems in dem adlige Familien regelmäßig ihren Wohlstand teilten und damit ständig gegenseitige Verbindlichkeiten erneuerten sowie sich der Loyalität der Nichtadligen versicherten. Kompromisslose Freigebigkeit bis an den Rand des ökonomisch Möglichen gilt heute den Stammesmitgliedern allgemein als anzustrebendes, »typisch indianisches« Verhaltensideal.



Vernon Ross aus Ucluelet (Vancouver Island) in seiner Werkstatt, in der er unter anderem Paddel und Spielstäbe für das im Nordwesten weitverbreitete indianische Glücksspiel Lahal herstellt. Der äußerst bescheidene Mann war zeit seines Lebens Fischer und offenbart nun als einer der letzten Gewährsleute für den Fortbestand seiner Muttersprache die unglaubliche Breite des ihm mündlich überlieferten Wissens. Dass er einmal eine Art Lehrer sein könnte, hätte er sich nach seinen tragischen Schulerfahrungen nie vorgestellt.

lungen zur Erhaltung der eigenen Sprache und überkommener Wissensbestände können die Indianer in der Praxis wenig anfangen, man sammelt solche Schriften in eigenen Bibliotheken, manche werden auch gelesen, aber sie bleiben in der Regel praktisch folgenlos.

»Erziehung« in Internaten – Rückkehr als Fremde

Die Zeit drängt allerdings für die indigenen Wissensbestände, vor allem für die extrem bedrohte und in ihrer Struktur höchst eigenwillige Sprache: Im Alltag dominiert längst Englisch. Es gibt nur noch sehr wenige, alte Muttersprachler, die sie fließend beherrschen. Hier hat, neben dem objektiv vorhandenen Anpassungsdruck an die dominante Kultur, das Internatssystem der »residential schools« verheerende Folgen gehabt. Von Kirchen im Auftrag der Regierung betrieben, dienten diese Internate als Umerziehungseinrichtungen, in die seit dem frühen 20. Jahrhundert nahezu alle indianischen Kinder verschleppt wurden. Im Alter von fünf oder sechs Jahren ihren Eltern entzogen, kehrten sie nach leidvollen Jahren seelisch zerstört zu diesen als Fremde zurück.

Nicht nur gab es bis in die 1960er Jahre für Indianer damit keine »Kernfamilie«, sondern nur Eltern ohne Kinder und Kinder ohne Eltern. Auch waren die Internate die denkbar schlechtesten ihrer Art, eine pädagogische Ausbildung gehörte nicht zu den Einstellungskriterien der Betreiber. Das Sprechen der indigenen Sprache und andere Akte des »Ungehorsams« gegenüber den Erziehern wurden dem rassistischen Zeitgeist entsprechend hart geahndet. Allein der Akt des Lesens macht für viele Betroffene traumatische Schulerlebnisse gegenwärtig, und das hat nicht nur etwas mit dem kulturellen Hintergrund der fehlenden Lesekultur zu tun. Das Personal setzte seine Schutzbefohlenen einem perfiden, nahezu flächendeckenden System des physischen und sexuellen Missbrauchs aus. Das Schweigen über die Zustände hielt bis in die 1990er Jahre an, seitdem sehen sich kanadische Gerichte einer zunehmenden Flut von Anzeigen gegen ehemalige Erzieher gegenüber.

Das Erbe der Internate liegt bis heute wie ein bedrohlicher Schatten über den indianischen Gemeinden, denn Missbrauch und Gewalt setzen sich fort. Seit drei Jahrzehnten bemühen sich die Stämme, den Kreislauf aus fehlendem Selbstbewusstsein, Suchtproblemen und der Atmosphäre des Misstrauens zu durchbrechen. Die ehemaligen Schulen wurden übernommen, um alternative Bildungs- und Therapieprojekte oder Stammesverwaltungen darin unterzubringen. Erst vor zwei Jahren sprach die kanadische Regierung eine Entschuldigung für den versuchten Ethnozid aus und rief einen »healing fund« ins Leben, aus dem neue Therapieprojekte finanziert werden.

Auf der Suche nach der eigenen Sprache

Mit kulturellen Einrichtungen mehrerer Stämme der Nuuchahnulth arbeitet eine Frankfurter Forschergruppe zusammen. Sie versucht, in einem Arbeitsbündnis einen »geregelten Austausch« zu installieren: Im Rahmen der Forschungsarbeit mit den Nuuchahnulth erhalten die indigenen Kooperationspartner praktische Unterstützung und Unterweisung, ihre Sprache selbst

linguistisch zu dokumentieren, zu erschließen und dialogisch zu unterrichten. Das bietet für sie die Chance zur Autonomie in Sprachbelangen. Über die Krücke der linguistischen Verschriftung, da es keine naturwüchsig entstandene Schrift gibt, versuchen wir, soviel wie möglich von der alltäglichen Sprache zu dokumentieren, um sie so möglichst breit für spätere Generationen zu erhalten und zumindest einen Fremdsprachenunterricht der einstigen Muttersprache für jüngere Generationen zu ermöglichen.

Inzwischen sind eigene Grundschulen aufgebaut worden, die die eigene Sprache und Kultur im Lehrplan haben, aber es mangelt an qualifizierten Sprachlehrern. Nur wenige der Alten sind noch agil genug, Pubertierenden die indigene Sprache mitsamt ihrer Einbettung in Musik und Tanz zu vermitteln. Die jüngeren »language instructors« sind der Sprache nur lückenhaft mächtig und verfügen kaum über Materialien und Methoden, sich die Sprache selbstständig anzueignen, geschweige denn sie zu unterrichten. Aber nicht nur hier wird eine tatkräftige Unterstützung der Akademiker erwartet.

Innerhalb der Großfamilien kommt es auf gute Kooperation aller beim Fang und der Aufbereitung des Grundnahrungsmittels Lachs an. Im Bild schneiden eine Huupach'as'ath-Frau und ihre Enkelin das Fleisch in dünne Streifen, die dann im Rauchhaus, wie es fast hinter jedem Haus bei den Nuuchahnullth zu finden ist, zum Räuchern aufgehängt werden.



Auch heute wird in Oregon mit dem Setznetz von Plattformen aus gefischt, wie hier von Stammesmitglied Ross Kalama, Senior, Stammesmitglied der Warm Springs Reservation, an den Sherar's Falls am Deschutes River nördlich der Reservation. Seine Ausbeute verteilt er zunächst an ältere Bewohner der Reservation und Bedürftige, bevor er Fische für sich selbst zurückbehält.

Brückenschläge: Ein Grammy für Indianer

Szenenwechsel: Indianische Musik – ist das nicht das schrille Geheul zahlloser Wildwestfilme aus Hollywood? Von New York City bis San Francisco zeigen sich Indianer immer wieder erheitert über solche Vorstellungen. Aus ihrer Perspektive ist Musik gleichermaßen in Tradition und Moderne verwurzelt und darüber hinaus ein Medium, das weit über reine Unterhaltung hinausgeht. Musik bedeutet Kommunikation: zentrale Themen zeitgenössischen Indianer-Seins erscheinen in musikalischen Botschaften, die sich nachhaltiger im Bewusstsein verankern als gesprochene Sprache.

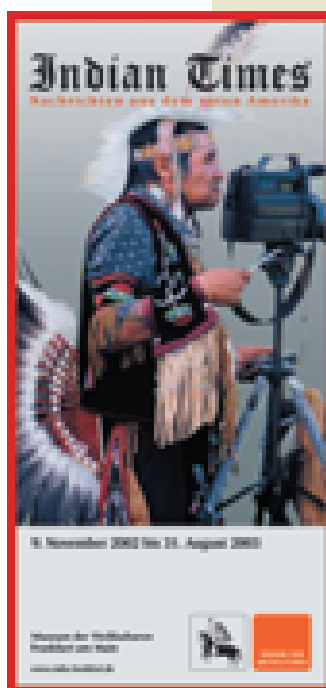
Entgegen der kolonialen Strategie der Einwanderer, alle kulturellen Wurzeln der Ureinwohner auszulö-

schen, hat deren tradierte Musik in den vergangenen Jahrzehnten Eingang in die Gegenwart der globalen Mediengesellschaft gefunden. Mehr als 2000 Tanzfeste im Jahr, gemeinhin als Powwows bekannt, belegen allein in den USA neben einer stetig wachsenden Zahl von Tonaufnahmen die Vitalität dieses Gesanggenres: Damit wird die eigene Stimme zum musikalischen Symbol der kulturellen Eigenständigkeit.

Längst mehr als nur Powwow-Trommeln

Von Nicht-Indianern weitgehend unbemerkt zeichnet sich seit Jahrzehnten eine weitere Entwicklung ab. Fotoaufnahmen illustrieren, dass Indianer bereits im frühen 20. Jahrhundert nicht nur auf tradierten Instrumenten wie Trommeln und Rasseln, sondern auch auf europäischen Gitarren und Fiedeln musizierten und

Ausstellung im Museum der Weltkulturen: »Indian Times. Nachrichten aus dem roten Amerika«



»Indian Times. Nachrichten aus dem roten Amerika«
Museum der Weltkulturen
Schaumainkai 29
60594 Frankfurt
am Main

Öffnungszeiten:
dienstags, donnerstags,
freitags, sonntags
von 10 bis 17 Uhr,
mittwochs
10 bis 20 Uhr,
samstags
14 bis 20 Uhr,
montags geschlossen,
bis zum 31. August
2003

Einblicke in Arbeitsfelder eines Teilprojekts des Forschungskollegs »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« – und mehr – bietet gegenwärtig eine Ausstellung im Museum der Weltkulturen in Frankfurt am Main. »Indian Times. Nachrichten aus dem roten Amerika« entstand im projektorientierten Hauptstudium im Fach Historische Ethnologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität unter der Mitwirkung der Mitarbeiter des Teilprojekts und sollte den Studierenden praktische Erfahrungen im universitär vielfach vernachlässigten Berufsfeld der Museumsethnologie bieten, den Besuchern hingegen unerwartete Einblicke in die Kulturen der »Indianer« eröffnen.

Grundlage der Ausstellung sind die Nordamerika-Bestände des Museums der Weltkulturen, die in ihren Anfängen auf die ethnographischen Sammlungen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zurückgehen, jedoch

niemals systematisch ausgebaut wurden und sich somit auch nicht für eine flächendeckende Darstellung der Kulturen des indianischen Nordamerika eignen. Statt dessen informiert nun ein zeitungartiges Mosaik von Nachrichten aus Vergangenheit und Gegenwart, das sich die Stärken der Museumssammlung und die Sachkompetenz der Mitarbeiter zu Nutze macht, in dreizehn Räumen über einzelne Lebenswelten des indigenen Nordamerika, die sich zum Teil erheblich von den populären Anschauungen über »die Indianer« unterscheiden.

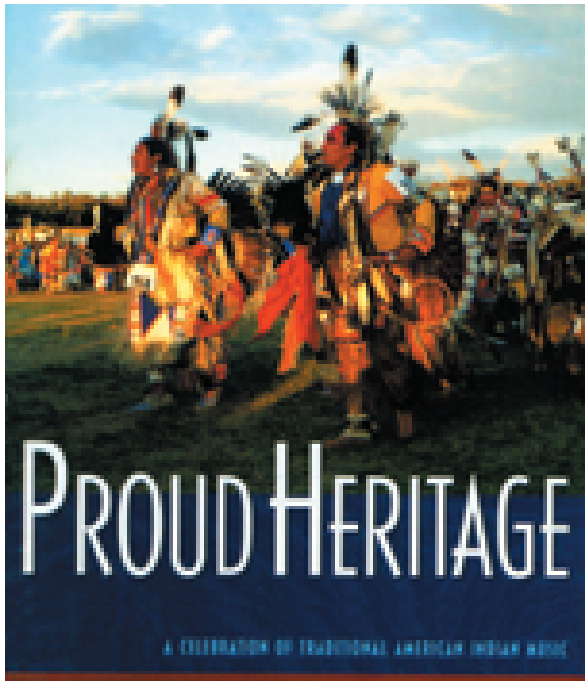
So illustriert die Sammlung des Gouverneurs von Russisch-Amerika, Ferdinand von Wrangell, die um 1830 bestehende Völkervielfalt Alaskas mit seinen aleutischen und eskimoischen Seesägerjägern, den karibujagenden Athapasken des Innenlands und den Tlingit entlang der Pazifikküste, die als Fischer eine Klassengesellschaft errichteten, in der Berufskünstler die Privilegien des Adels verherrlichten. Auch die Nachbarn des russischen Außenpostens in Kalifornien sind mit feinen Federarbeiten und Körben vertreten. Weitere Räume zeigen die Dakota in Minnesota am Vorabend ihres blutigen Aufstands von 1862, dessen erste Opfer die deutschen Siedler von Neu Ulm waren; die Bisonjäger vom oberen Missouri, die um 1840 am Höhepunkt einer bilderschriftlichen Maltradition angefangen waren, in der erfolgreiche Krieger ihre Heldentaten festhielten; die Apachen und Navajo um 1890, als im fernen Deutschland Karl May seinen »Winnetou« verfasste, während Geronimo die amerikanische Armee in Atem hielt; und schließlich die Warm Springs Reservation in Oregon am Beginn des dritten Jahrtausends.

In einem zweiten Teil widmet sich »Indian Times« der Vielfalt

durch die kulturvergleichende Betrachtung von Themen wie dem Verhältnis von Männern und Frauen, den Aufgaben von Bünden, Gilden und Altersklassen bei der Pflege und Weitergabe spezialisierten Wissens, dem Frauenhandwerk der Korbflechterei, der Bedeutung von Stil als Form des kulturellen Ausdrucks und Indikator kultureller Veränderungen, der touristischen (Selbst-)Vermarktung der indigenen Völker im Spiegel der Touristenkunst und schließlich indigenen Medien und Musik – vom Wampumgürtel zum Internet und von der Rassel des Medizinmanns zu Reggae und Rock'n' Roll.

Zu den grundlegenden Botschaften der Ausstellung zählt die Erkenntnis, dass »Indianer« in erster Linie Hirngeburten des Abendlands sind und als Gegenbilder im Guten wie im Bösen – als edle und unedle Wilde – vorwiegend die Köpfe der Deutschen und anderer Europäer bevölkern. Wie alle Klischeebilder enthält das des Indianers gerade so viel Aspekte der Wirklichkeit, um es auf den ersten Blick glaubhaft erscheinen zu lassen, letztlich jedoch verstellt es den freien Blick auf die Tatsachen. Dem statischen Stereotyp stellt die Ausstellung die Vielfalt und Veränderlichkeit der indigenen Kulturen Nordamerikas gegenüber. Und ihre Lebendigkeit: Denn das von Karl May propagierte Bild der »Indianer« als »sterbender Nation« ist schon lange nicht mehr aktuell – seit Jahrzehnten sind die »Native Americans« die am stärksten wachsende Bevölkerungsgruppe.

Prof. Dr. Christian Feest lehrt und forscht im Fach Historische Ethnologie, Schwerpunkt Nordamerika, an der Universität Frankfurt.



Obgleich das Powwow eine eher moderne Entwicklung darstellt, gilt es doch als »stolzes Vermächtnis« der Vergangenheit. Auf größeren Veranstaltungen tragen die Tänzer ähnlich wie Sportler Nummern an ihren Gewändern, damit sie leichter von den Preisrichtern zu identifizieren sind.

ohne Notenkenntnisse europäische Tänze wie Polka und Walzer, aber auch afroamerikanischen Jazz nachspielten. Ab den späten 1960er Jahren formierten sich in vielen Reservationen Musikgruppen, die sich Rock oder Country-Musik verpflichteten. Gleichzeitig wurden Gruppen wie XIT bekannt mit eigenen Kompositionen und Texten über historische Erfahrungen, aber auch zu aktuellen indianischen Themen.

Seit den 1990er Jahren bedienen sich indigene Musiker so unterschiedlicher Genres wie Blues, Rap und Reggae. Ihre Popmusik erreicht ein deutlich breiteres Publikum als die Powwow-Trommeln und erweist sich damit als zentrales Vehikel zur Vermittlung indianischer Belange, die nunmehr auch in der dominanten amerikanischen Gesellschaft, in Europa und Fernost zu vernehmen sind. Während die Powwow-Musik für Nicht-Indianer oft unverständlich bleibt, baut indigene Pop- und Rockmusik Brücken zu nicht-indianischen »Anderen«, die aus berufenem Mund eine überraschende Dichte politisierter Inhalte hören: über das Leben auf Reservationen, den Kampf um Selbstbestimmung oder die Auseinandersetzungen um Landrechte, häufig intoniert mit dem berühmt-berüchtigten indianischen Humor.

»Stand and be Counted«, ein Titel von »Robby Bee And The Boyz From The Rez«, umschreibt ein zeitgemäßes Motto aus dem indigenen Nordamerika: nur wer seine Stimme erhebt, wird in der globalen Mediengesellschaft vernommen. Viele Gesangstexte zeichnen sich durch Schlüsselwörter oder -sequenzen im Sinne von Codes aus wie etwa »Reservation« oder »Indian Car«, die als Symbole und musikalische Illustrationen Zusammenhänge darlegen und Assoziationsfelder öffnen.

Im Vergleich zu den Branchenriesen der Musikindustrie pflegen die wenigen unabhängigen Labels, die indianische Musik produzieren, nach wie vor ein Nischen-

Anzeige 16 Karl-May-Museum

103 x 200

Gründer Netz
Route A66

EXIST Existenzgründungen an Hochschulen
als Programm des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

• Sie sind kreativ und wollen nach dem Studium eigene Pläne verwirklichen?
• Sie wollen Ihr eigener Chef, Ihre eigene Chefin sein?

Wie geht das? Ist das nicht riskant? Wo finde ich die richtige Beratung?
Mit diesen Fragen sind Sie bei uns richtig!

Ihre Ansprechpartnerin in der Universität: Dr. Susanna Eckemeier ☎ (069) 798-28047
Eckemeier@vtrbacs.uni-frankfurt.de Informationen: www.route66.de

Die Autoren



Olaf Behrend, 32, (rechts im Bild) studierte Soziologie, Slavistik, Psychoanalyse und ältere Philologien in Frankfurt und promoviert als Stipendiat des Studienwerks Villigst seit 1999 an der Universität Frankfurt zur Neurobiologie der Wahrnehmung und Sinnstrukturiertheit. Er ist zudem Dozent an der Verwaltungsfachhochschule Thüringen, Fachgruppe Polizei. Seit vier Jahren arbeitet Behrend in der Nuuchahnulth-Arbeitsgruppe mit und verbrachte gemeinsam mit Kammler im Herbst 2002 einen sechswöchigen Feldaufenthalt bei den Nuuchahnulth auf Vancouver Island.

Dr. Christian Carstensen, 43, (Zweiter von links) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Teilprojekt »Konstitution und historische Transformation indigener Wissenskulturen in Nordamerika« im Sonderforschungsbereich/Forschungskolleg »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« unter der Leitung von Prof. Dr. Christian F. Feest. In seinem Forschungsschwerpunkt fragt der Ethnologe, wie Museen und anderen Institutionen indigene Wissensbeständen in Zeiten gesellschaftlichen Wandels wahren und wie stammeseigene Unternehmen als traditionell erachtetes Wissen mit den Anforderungen der umgebenden dominierenden US-Gesellschaft verbinden können. Um dies zu untersuchen, hielt er sich seit 1999 mehrfach in der Warm Springs Reservation in Oregon auf. Carstensen studierte nach Abitur und Ausbildung zum Großhandelskaufmann in Marburg, Tübingen und Eugene, Oregon, Ethnologie im Hauptfach. In Oregon knüpfte er 1985 erste Kontakte zur lokalen indianischen Bevölkerung und schrieb anschließend seine Magisterarbeit über die wirtschaftliche Situation auf der Warm Springs Reservation in Zentraloregon. Aus seiner Tätigkeit in einer großen deutschen Bundesbehörde und der Smithsonian Institution in Washington, DC, resultierte seine organisationsethnologische Dissertation »Das Handbook-Office – Treffpunkt von Kulturen«, seinem weiteren Schwerpunktthema.

Henry Kammler, 31, (links im Bild) studierte Ethnologie, Soziologie und Allgemeine/Vergleichende Sprachwissenschaft an den Universitäten Leipzig und Frankfurt mit dem Schwerpunkt Kulturen und Sprachen Nord- und Mesoamerikas. Nach der Magisterprüfung promoviert er über »Habitusergenese und Mobilität bei Nahuas in Guerrero, Mexiko«. Nach mehrjähriger Mitarbeit am Frankfurter Museum für Völkerkunde (jetzt: Museum der Weltkulturen) ist Kammler seit 2001 wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Historische Ethnologie und arbeitet im Forschungskolleg »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« mit. Kammler betreibt Feldforschungen in Mexiko und auf Vancouver Island. Seit 1996 ist er an der interdisziplinären »Arbeitsgruppe Nuuchahnulth«, die mit Stammesinstitutionen zusammenarbeitet, beteiligt. Diese Kooperation wurde damals von dem Frankfurter Linguisten Harald Vajkonny initiiert, der aber wegen fehlender Unterstützung des hiesigen linguistischen Umfeldes seine wissenschaftliche Karriere ausgesetzt hat.

Dr. Michael Schlottner, 45, (im Bild stehend) studierte von 1979 bis 1985 Ethnologie, Musikwissenschaften und Soziologie an der Universität Frankfurt und legte von 1988 bis 1989 ein Forschungsstudium an der University of Ghana in Legon ab. Als Mitarbeiter des Sonderforschungsbereichs 268 »Westafrikanische Savanne« promovierte er 1993 an der Universität Frankfurt über ein musikethnologisches Thema. Danach setzte Michael Schlottner seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter fort und übernahm Lehraufträge an den Universitäten Marburg, Heidelberg und Frankfurt. Seit 1999 ist der Ethnologe Mitarbeiter im transdisziplinären Forschungskolleg »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« an der Johann Wolfgang Goethe-Universität und unternimmt jährlich mehrmonatige Feldforschungen im indigenen Nordamerika.

dasein. Doch gleich zu Beginn des neuen Millenniums konnte der Genrekomples einen weiteren Erfolg verbuchen. Im Februar 2001 wurde erstmals ein Grammy, das musikalische Gegenstück zum Oscar der Filmindustrie, unter der Rubrik »Best Native American Music Album« an eine Compilation mit Powwow-Musik verliehen. Zwar hatte die in Beverly Hills, Kalifornien, etablierte »National Academy of Recording Arts and Sciences« zuvor immer wieder Stars wie Johnny Cash ausgezeichnet, die mehr oder weniger deutlich auf ihre Verhaftung mit der indianischen Lebenswelt verwiesen, aber die Herkunft der indigenen Musiker blieb unbeachtet.

Lokale Radiostationen und indigene Bands

Zwar wächst das Interesse langsam, aber indigen kontrollierte Radiostationen sind bislang die einzigen Institutionen, die sich nachhaltig für die Verbreitung und Popularisierung neuer Aufnahmen einsetzen. Gäbe es inzwischen nicht etwa 35, zumeist nicht-kommerzielle Radiosender in den USA, würde der Genrekomples ebenso selten im Äther gespielt wie in Europa. Neben lokalen Powwow- und Rockgruppen präsentieren diese Lokalsender alle – einschließlich nicht-indianische – Musiker, die im Sendegebiet Rang und Namen genießen. Eine besondere Rolle fällt den Radiomoderatoren zu, die mit ihren Kommentaren Gesangstexten und Instrumentalpassagen einen aktualisierten Kontext verleihen. Aber auch Hörfolgen wie Santana, die Nakota-Bluesrock-Gruppe Indigenous, Jimi Hendrix, die Navajo-Punk-Gruppe Blackfire, gefolgt von den Indigo Girls, erbringen im Äther den akustischen Nachweis, dass sich indigene Bands durchaus mit so genannten Superstars messen können.

Warm Springs – eine Reservation als Wirtschaftsunternehmen

Das dritte Forschungsprojekt ist in Oregon angesiedelt und beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern eine Reservation wirtschaftlich erfolgreich sein und gleichzeitig an alten Traditionen festhalten kann. Auch für die auf der Warm Springs Reservation lebenden Wasco, Warm Springs und Paiute ist der Lachs seit Jahrhunderten von besonderer Bedeutung. Früher, als sie noch am Columbia River siedelten, war er Hauptnahrungsmittel und Handelsgut zugleich, und immer noch ist der Fischkonsum auf Warm Springs etwa zehnmal so hoch wie in den restlichen USA. Seine ökonomische Bedeutung jedoch ist seit dem erzwungenen Umzug auf die 100 Kilometer südlich des Flusses gelegene Reservation im Jahre 1855 erheblich zurückgegangen, und andere Produkte sind, rein wirtschaftlich gesehen, an seine Stelle getreten. Für die Identität spielt der Salm jedoch auch heute noch eine zentrale Rolle: Ihm zu Ehren gibt es in jedem Frühjahr ein eigenes Dankfest auf der Warm Springs Reservation, genau wie für andere ehemalige Grundnahrungsmittel wie Knollen und Heidelbeeren. Alle drei dürfen erst dann von allen gegraben, gefangen und gepflückt werden, wenn zuvor ausgewählte »Zeremonial-Sammlerinnen und -Fischer« mit ihrer Ernte heimgekommen, diese im Rahmen einer Zeremonie gesegnet und auf dem dazugehörenden Festmahl an alle verteilt worden sind.



Jeneda Benally, die Bassistin der Navajo-Punkrockband Blackfire: Im September 2002 mit einem »Native American Music Award« ausgezeichnet, absolviert die Gruppe derzeit eine Europa-Tournee. Anschliessend sind gemeinsame Auftritte mit Tuareg-Bands in Timbuctou (Mali) vorgesehen.

sie waren es auch, die sich am besten und schnellsten auf die neue Situation nach Ankunft der Weißen einstellen konnten und die Spielregeln der dominanten Gesellschaft aufgriffen. Gleichzeitig bewahrten die eher konservativen Warm Springs größere Teile der indigenen Kultur, die heute von allen Bewohnern als ihr Erbe betrachtet werden.

Museum – mehr als nur ein Blick zurück

Um dieses Erbe zu bewahren, wurde 1993 nach 20-jähriger Planung und Sammeltätigkeit für fast acht Millionen Dollar ein Museum auf Warm Springs errichtet, das zu jener Zeit das am aufwändigsten gestaltete Museum im indianischen Nordamerika war. Hier wird zum einen deutlich, dass die Wasco, die Warm Springs und die Paiute seit Jahrtausenden in der Region siedelten und sie dabei – trotz aller Anpassungen – ihre eigene Kultur bewahrt haben, zum anderen, dass sie keine Bittsteller und Almosenempfänger sind, sondern die ursprünglichen Besitzer des Landes, die den Weißen zwar Land abtreten mussten, dafür aber vertraglich garantierte Gegenleistungen erhielten. Diese Perspektive ist wichtig für die Bewohner von Warm Springs, besonders für Schüler, da diese wegen ihrer indianischen Herkunft oft Schwierigkeiten in der US-Gesellschaft haben.

Um überlieferte Traditionen zu pflegen, erhalten Mitarbeiter der stammeseigenen Betriebe bis zu zwei Stunden pro Woche frei. In dieser Zeit können sie unter anderem Sprachkurse besuchen, aber auch an überlieferten Zeremonien, beispielsweise im Gedenken an einen Toten, teilhaben. Wie in Warm Springs pendelt der »Alltag« der indigenen Bevölkerungen überall im Nordwesten permanent zwischen den Anforderungen der unterschiedlichen Welten; sie im persönlichen Handeln zusammenzuführen ist ein Balanceakt, der nicht allen problemlos gelingt. ◆

Die Architektur des Museums auf Warm Springs greift die drei unterschiedlichen Hausformen der Wascoes, Warm Springs und Paiutes auf und signalisiert: »Dies ist eine besondere Welt, dies ist Indianerland.« Neben der Dauerausstellung zu Geschichte und ausgewählten Aspekten der indigenen Kulturen auf Warm Springs werden im Museum auch Kurse angeboten, in denen Teilnehmer beispielsweise alte Techniken des Korbflechtens lernen können. Lokale Künstlerinnen stellen Stücke von beachtlicher Qualität her, die in Sonderausstellungen gezeigt und im Museumsladen verkauft werden.

Ein indianisches Wirtschaftswunder

Während auf Warm Springs einerseits Traditionen bewahrt wurden, gelang ihnen andererseits ein viel zitiertes wirtschaftlicher Aufschwung. Denn allgemein gesehen sind die Lebensbedingungen auf Reservationen (mit Ausnahme einiger »Casino-Stämme«) mit hoher Arbeitslosigkeit und den sozialen Folgeerscheinungen erheblich schlechter als im übrigen Amerika. Die »Confederated Tribes of the Warm Springs Reservation« hingegen organisierten sich bereits 1938 als ein Wirtschaftsunternehmen. Jedes der heute etwa 4000 Stammesmitglieder ist somit Anteilseigner, an den aus dem erwirtschafteten Überschuss jährlich Gelder von bis zu mehreren tausend Dollar ausgeschüttet werden. Mit der Vermarktung von Holz, das auf der Reservation geschlagen und seit 1966 im stammeseigenen Sägewerk weiterverarbeitet wird, begann der langsame, aber kontinuierliche wirtschaftliche Aufschwung, der bis Mitte der 1990er anhielt und die Reservation zeitweise zum größten Arbeitgeber der Region machte. Zusätzlich stiegen die Warm Springs Stämme 1964 in das Tourismusgeschäft ein und eröffneten an heißen Quellen die Hotelanlage »Kah-Nee-Ta« mit Mineralwasserbädern, Schwimmbad, Golfplatz und weiteren Kur- und Freizeitangeboten. 1996 ergänzten sie es um ein Casino, das einen Teil des durch den Rückgang des Holzgeschäftes entstandenen Verlustes kompensieren konnte. Des Weiteren investierten die »Tribes« in die Entwicklung neuer Erwerbszweige, wie der Produktion feuerresistenter Türen.

Zunächst waren es hauptsächlich Wascoes, die die Geschehnisse der Reservation bestimmten – als ehemals erfolgreiche Händler am Columbia River, die durch eine große Zahl von Besuchern aus unterschiedlichen Regionen permanent mit neuen Ideen konfrontiert wurden, waren sie es gewohnt, sich auf Neues einzulassen. Und

